

(Nachdruck verboten.)

Der Roman einer Verschwörung.

41

Von A. Kanc.

Ins Deutsche übertragen von Marie Kunert.

Juliette Lefrançois sprach diesen letzten Satz in traurigem Tone wie in Resignation. Während sie sprach, betrachtete der Untersuchungsrichter sie mit brennender Neugier. Eine Weile schwieg er noch.

„Mein Fräulein“, sagte er endlich, „sind Sie aufrichtig? Wenn Sie es sind, wenn Herr Rochereuil Ihnen nichts anvertraut hat, so schätzt er Sie geringer, als Sie es werth sind. In meiner Eigenschaft als Untersuchungsrichter weiß ich vieles, und ich habe da, halt! eine Notiz, die Sie betrifft. Es wird darin gesagt, daß Sie Herrn Fernand Roy gefolgt sind, als er im Jahre 1805 aus Gründen der öffentlichen Sicherheit auf der Insel Oléron internirt wurde. Sie waren damals noch sehr jung, noch nicht zwanzig Jahre alt, und doch war die Festigkeit Ihres Charakters und die Entschlossenheit Ihres Geistes schon derart, daß die Internirten, neben denen Sie lebten, Ihnen nichts oder nur sehr wenig verbargen. Andererseits hatten die Behörden der Insel kein Mißtrauen gegen Sie, Sie waren so heiter und so freundlich! Sie haben die Freiheit zu gehen und zu kommen, die Ihnen bewilligt worden war, benutzt und sogar etwas mißbraucht. Sie haben die Flucht vorbereitet, dank deren mehrere Internirten ein englisches Schiff erreichen konnten. Die Thränen kommen Ihnen in die Augen, mein Fräulein? Verzeihen Sie mir, wenn ich eine so schmerzliche Erinnerung an Ihnen wachrufe, aber es ist nöthig, damit Sie begreifen, daß keine Handlung Ihres Lebens der Behörde unbekannt ist. Vergessen Sie aber nicht, daß es nicht der Untersuchungsrichter, sondern der Landsmann, beinahe der Freund ist, der zu Ihnen spricht.“

„In dem Augenblick, als die Internirten sich einschiffen“, fuhr Drault fort, „wurden sie von den Küsternwächtern und den Zollbeamten überrascht, die Feuer gaben. Fernand, der der letzte auf dem Lande war, wurde von zwei Kugeln getroffen. Nach dem Zollamt gebracht, starb er dort am nächsten Tage. Sie haben seine letzten Worte entgegengenommen, und wie Sie eben zugegeben haben, sind Sie nach Poitiers gekommen, um sie seinem Freunde Pierre Rochereuil zu überbringen. Dieser hat Sie empfangen, nicht nur als eine unglückliche Frau, sondern als die, welche seit vielen Jahren mit den Gedanken, Plänen und Hoffnungen Fernand Roy's vertraut war. Seitdem hat er nicht aufgehört, Sie zu besuchen, Sie sogar oft zu besuchen. Es ist unmöglich, daß das Vertrauen, das die Gefangenen auf der Insel Oléron Ihnen schenkten, nicht von Herrn Rochereuil fortgesetzt worden sei.“

Drault sprach diesen Satz in fragendem Tone. Juliette Lefrançois verharrte regungslos; ihr Gesicht blieb unbeweglich. Sie antwortete mir:

„Sie haben mir gesagt, daß nicht der Untersuchungsrichter in diesem Zimmer wäre.“

„Und ich habe die Wahrheit gesagt, mein Fräulein. Der Untersuchungsrichter würde Ihnen nur eines geantwortet haben, daß es nicht in seiner Macht stünde, Ihnen einen Beisich bei Herrn Rochereuil zu erlauben. Nur der Herr Unterpräfekt Bourgnon hat infolge höherer Befehle, denen ich mich anpassen muß, dieses Recht. Der Untersuchungsrichter würde Sie zu dem Herrn Unterpräfekten geschickt haben. Ich kann Ihre Bitte nur unterstützen. Aber ich muß einige Gründe haben, um es zu thun. Ich muß Ihren Besuch mit irgend etwas motiviren. Mißtrauen Sie uns nicht, mein Fräulein. Herr Bourgnon und ich, die wir aus der Stadt sind, haben nur einen Wunsch, und der ist, uns dieser traurigen Angelegenheit zu entledigen. Herr Rochereuil und seine Freunde gehören zu den besten Familien der Stadt. Sie fühlen wohl, daß ein Prozeß eine Quelle von Verdruß und zwar von großem Verdruß für uns sein würde. Andererseits führt die Untersuchung zu nichts. Herr Rochereuil bewahrt absolutes Schweigen. Bis jetzt hat er sich geweigert, auf die Fragen, die wir an ihn gerichtet haben, zu antworten. Glauben Sie, daß er in Freiheit gesetzt wird, wenn wir ihm selbst keine

strafbare That zur Last legen können? Nein, die Notizen der Polizei sind zu belastend. Der General-Polizeiminister ist überzeugt, daß Herr Rochereuil im Besitze eines großen Theiles von Malet's Geheimnissen ist. Man ist in Paris überzeugt, daß er, wenn er reden wollte, alles, was an der Affäre vom 23. Oktober dunkel und unerklärlich geblieben ist . . .“

Herr Drault konnte nicht vollenden. Juliette Lefrançois hatte sich erhoben und grüßte kalt mit den Worten: „Adieu, mein Herr.“

„O“, begann der Richter, schmerzlich überrascht scheinend, „thun Sie mir nicht die Kränkung an, mein Fräulein, zu glauben, daß ich Herrn Rochereuil zu einer niedrigen Handlung rathe. Ich weiß, wer er ist, ich weiß, wie sein Charakter ist, ich würde ihm nichts vorschlagen, was seiner unwürdig wäre. Und gestatten Sie mir, es auszusprechen: Herr Rochereuil ist keiner von den Männern, welche ihre Freiheit um den Preis schimpflicher Schwäche erkaufen. Allein Malet und seine Mitschuldigen sind todt; nichts kann ihnen mehr schaden, und Herr Rochereuil ist ihnen gegenüber von seinen Verpflichtungen entbunden. Könnte er nicht, ohne sich zu kompromittiren, ohne eine lebende Person zu kompromittiren, uns die Mittel geben, wenigstens bis zu einem gewissen Grade den Anforderungen der Verwaltung zu genügen?“

„Die kaiserliche Regierung würde ihm für die geringste Anstunft Dank wissen. Wissen Sie es denn, mein Fräulein, Herr Rochereuil hat kein anderes Mittel mehr, und wenn er Werth legt auf seine Freiheit, muß er sprechen. Die Staatsgefängnisse sind voll von weniger schuldigen Leuten . . . Ich will sagen, von solchen, die nicht wie er erklärte Feinde des Kaiserreichs sind. Wenn er schweigt, wird seine Haft bis ins Unbestimmte aufrecht erhalten; wenn er spricht — und ich wiederhole Ihnen, man verlangt keine herabwürdigenden Geständnisse, die seinem Gewissen widerständen — dann wird er frei sein. O, ich ver spreche Ihnen keine volle und ganze Freiheit; vielleicht wird er gezwungen werden, das Reichsgebiet zu verlassen. Er ist reich; er wird unter einer zeitweiligen Verbannung nicht zu sehr zu leiden haben. Es ziemt mir nicht, Verpflichtungen zu übernehmen, aber ich glaube Ihnen versprechen zu können, daß, wenn Herr Rochereuil meinen Rathschlägen folgt, der Herr Unterpräfekt Bourgnon, der Herr Generalprokurator und ich seine sofortige Befreiung durchsetzen werden. Er wird dann Frankreich verlassen, und Sie können ihm folgen. Ist das nicht auch Ihr Wunsch, Fräulein Lefrançois, und würden Sie nicht glücklich sein, wenn Sie Paris verlassen könnten unter der Bedingung, daß es mit Herrn Rochereuil geschähe? Nun, das hängt nur von Ihnen ab. Was Sie auch sagen mögen, Sie haben viel Einfluß auf den Geist des Herrn Rochereuil. Wenn Sie mir versprechen wollen, mit ihm in dem angegebenen Sinne zu reden, wenn Sie ihn dazu bestimmen wollen, werde ich sofort ein Wort an den Herrn Unterpräfekten Bourgnon schreiben, und zweifellos wird er Ihnen die Erlaubniß, um die Sie bitten, bewilligen.“

Der Richter hatte diese kleine Rede in einem Athem heruntergehäpelt, ohne Juliette Lefrançois Zeit zu lassen, ihn zu unterbrechen. Als er geendet hatte, antwortete sie:

„Sie sind in einem großen Irrthum, mein Herr, bezüglich der Dienste, die ich Ihnen leisten kann. Ich würde mich vielleicht dazu entschließen, zu thun, was Sie wünschen, wenn es nicht ganz unnütz wäre. Niemals hat Herr Rochereuil mich zu seiner Vertrauten gemacht, niemals hat er mich um Rath gefragt. O nein, ich würde es gar nicht wagen! Beim ersten Wort würde er mich unterbrechen. Ich brauchte diesen kalten, harten Blick, den er hat, wenn er will, auf mir nur zu fühlen, und die Stimme würde mir versagen . . .“

„Nun, mein Fräulein, Sie haben Ihr Köpfchen für sich und halten Ihr System ganz gut aufrecht. Ich würde nicht geglaubt haben, daß Rochereuil Sie so in Schrecken versetzt. Was nun die Unkenntniß seiner Angelegenheiten betrifft, so gestatten Sie mir, rundweg daran zu zweifeln. Sehen Sie — unter uns gesagt —, was wir wissen wollen, brauchen wir nicht gerade nothwendig von Rochereuil selbst zu haben. Es ist vielleicht nicht unmöglich, ihn durch einen anderen zu erforschen. Denken Sie darüber nach. Sie haben mich jetzt ver-

stauden, und trotz Ihres Eigensinns nehme ich nichts von dem zurück, was ich gesagt habe. Haben Sie Vertrauen zu uns, und Ihre Hoffnung wird nicht getäuscht werden. Sie sind eine kluge Frau. Retten Sie Rochereuil gegen seinen Willen. Es liegt ja auch ein wenig in Ihrem Interesse, mein Kind. In Poitiers sind Sie unmöglich. Angenommen, wenn Sie wollen, daß Rochereuil sich in Freiheit befindet und hier bleibt, so kann Ihr Verhältniß zu nichts Dauerndem führen. Sie rechnen doch nicht darauf, ihn in seinem Lande und gegen den Willen seiner Familie zu heirathen, nicht wahr? Im Auslande dagegen wird er, wenn er Sie liebt, ganz der Ihrige sein."

Juliette Lesfrancois lächelte bitter. "Endlich," sagte sie, "sind Sie so weit. Sie sind sehr langsam in Ihrem Entschlusse gewesen. Sie schlagen mir ganz einfach vor, Rochereuil zu verrathen, ihn zu verkaufen. Aber wenn ich auch so erbärmlich sein würde, so halten Sie mich denn doch für zu dumm. Denken Sie denn, daß ich Vertrauen habe zu Ihren Versprechungen, den Versprechungen des Untersuchungsrichters? Sie versprechen Dinge, die Sie garnicht halten können! Der Kopf Rochereuil's ist's, den Sie von mir fordern. Wie konnten Sie darauf rechnen, daß ich ihn anliefern würde? Im übrigen," fügte sie, sich erhebend, hinzu, "verlieren Sie Ihre Zeit; ich weiß nichts."

Richter Drault erhob sich ebenfalls. "Es sei!" sagte er, "ich habe meine Zeit verloren. Aber bevor Sie gehen, hören Sie zu und behalten Sie wohl, was ich Ihnen sagen werde, unverhehlte Juliette Lesfrancois, genannt Fernande. Die Polizei hat ein Auge auf Sie. Sie sind ohne Existenzmittel. Sie sind die Konkubine von Fernand Rog gewesen, Sie sind jetzt die Geliebte von Pierre Rochereuil."

"Das haben Sie gelogen! Ich liebe ihn, aber er ist nicht mein Geliebter!"

"Sie beschimpfen mich! Hinans! Gunde! Gunde! Werfen Sie dieses Frauenzimmer hinaus!"

"Nun, nun, beruhigen Sie sich, Herr Drault; ich werde ganz allein gehen. Sie brauchen nicht zu rufen, um Ihre... Wie sagten Sie doch eben in Ihrer Gerichtssprache?"

"Gente, ich werde Sie verhaften lassen! Ich werde Sie in das Besserungshaus schicken."

"Nun, das werden Sie nicht wagen."
Und Juliette Lesfrancois ging, von Gunde bis zur Thür begleitet, die krachend hinter ihr zuschlug. Dann trat Gunde in das Zimmer ihres Herrn, der mit großen Schritten auf und ab ging und lachte ihm ins Gesicht.

"Das ist recht! Das wird Sie künftig abhalten, solche Frauenzimmer zu empfangen."
(Fortsetzung folgt.)

Von der Seife.

"Nie vorher habe ich so sehr eingesehen, welche großartige Erfindung Seife in Wirklichkeit ist", sagt Ransen in der Schilderung seiner Nordpolfahrt, als er beschreibt, welche Versuche er mit seinem Begleiter Johannsen in der langen Winternacht anstellte, um ihre Körper und Kleider, die von Fett und Schmutz starren, zu reinigen. "Wir machten allerlei Versuche", heißt es weiter, "den schlimmsten Schmutz fortzuwaschen, sie waren aber alle gleich erfolglos. Wasser übte auf diese Schmiere keinen Einfluß aus; besser war es, sich mit Moos und Sand zu scheuern. Die beste Methode war, unsere Hände gründlich mit warmem Bärenblut und Thran einzuschmierem und mit Moos wieder abzureiben. Wenn von diesen Toilettegegenständen nichts zu haben war, hielten wir es für die zweitbeste Methode, die Haut mit einem Messer abzukratzen."

War es uns schon schwer, den Körper zu reinigen, so war dies bei unseren Kleidern eine reine Unmöglichkeit. Wir versuchten es auf alle mögliche Weise; wir wuschen sie sowohl nach Eskimo-, als auch nach unserer eigenen Weise, aber beide nuyten nicht viel. Wir koachten unsere Hemden stundenlang im Topfe und nahmen sie wieder heraus, um zu finden, daß sie noch ebenso voll Fett waren, wie wir sie hineingelegt hatten. Dann versuchten wir, den Thran herauszuwinden; das ging ein wenig besser. Das einzige, was wirklich einige Wirkung that, war aber, sie zu lochen und, so lange sie noch warm waren, mit einem Messer abzukratzen. Wenn wir sie dann mit den Zähnen und der linken Hand festhielten und ausreckten und sie mit der rechten Hand überall abkratzten, dann gelang es uns, erstaunliche Mengen von Fett herauszubekommen; wenn wir sie wieder anlegten, nachdem sie getrocknet waren, hätten wir sie für rein halten können."

Wie wenig diese Methoden aber ein wirkliches Waschen ersetzen konnten, liegt auf der Hand. Der Zustand, in dem sich Ransen befand, als er auf Franz Josephs-Land mit Jackson zusammenstieß, legt hiervon sehr deutlich Zeugniß ab. Ransen schreibt darüber: "Auf der einen Seite der zivilisirte Europäer in einem

larrirten englischen Anzuge und hohen Gummistiefeln, ordentlich rasirt, frisirt und den Duft parfümirter Seife verbreitend, den die geschärften Sinne der Wilden gleich bemerkten, auf der anderen Seite der Wilde, bekleidet mit schmierigen Lumpen, schmutzig von Oel und Ruß, mit langem ungekämmtem Haar und zottigem Bart, schwarz von Rauch, mit einem Gesicht, in welchem die natürliche blonde Farbe unmöglich zu erkennen war durch die dicke Schicht von Fett und Ruß, die die Bemühungen eines ganzen Winters mit warmem Wasser, Moos, Lumpen und schließlich mit einem Messer vergeblich zu entfernen versucht hatten."

Nicht mit Unrecht wird der Grad der Kultur, den ein Volk erreicht hat, zuweilen an der Menge der Seife gemessen, die es verbraucht, und Ransen nennt sich einen unkultivirten Wilden, weil er 1/2 Jahre den Gebrauch derselben entbehren mußte. Worauf beruht die eigenthümliche, reinigende Wirkung der Seife? Wasser allein reinigt, wie wir an Ransen's Beispiel sehen konnten, durchaus nicht, und es ist ja eine allen wohlbekannte Erfahrung, daß man einen schmutzigen Körper sehr stark mit warmem oder kaltem Wasser abreiben kann, ohne auch nur eine irgendwie erhebliche Wirkung zu verspüren. Das Wasser nimmt den Schmutz eben nicht vom Körper ab und löst ihn nicht auf. Ist denn aber die Wirkung der Seife eine schmutzlösende? Wenn wir den Körper tüchtig einseifen, also mit Hilfe von ein wenig Wasser mit Seife beschmierem, und dann unter Zuhilfenahme weiterer Wassermengen die Seife tüchtig auf ihn verreiben und schließlich ordentlich mit Wasser abspülen, so ist der Körper ganz sauber, aller Schmutz ist von ihm gewichen und befindet sich nunmehr im Seifenwasser, das daher eine schmutzig dunkle Farbe angenommen hat. Ist er aber darin gelöst, so wie Zucker oder Salz im Wasser gelöst enthalten sein kann, so daß in jedem Wajerperteilchen auch etwas Zucker resp. Salz enthalten ist?

Das ist durchaus nicht der Fall; denn läßt man das schmutzige Seifenwasser eine zeitlang stehen, so setzt sich der größte Theil des Schmutzes am Boden nieder. Man erkennt also, daß die Schmutz- und Staubtheilchen nicht gelöst waren, sondern in dem Seifenwasser frei schwebten, so daß sie sich am Boden ablagern können. Den Unterschied zwischen Lösung eines Stoffes und Suspension, d. i. freies Schweben seiner Theilchen in einer Flüssigkeit, kann man sich an einem einfachen Beispiel klar machen. Das in jedem Drogen-geschäft käufliche Kalkwasser, in welchem Kalk gelöst ist, unterscheidet sich im äußeren Anblick in keiner Weise von gewöhnlichem reinem Wasser, obwohl man am Geschmacke den Kalkgehalt deutlich wahrnimmt; bläst man aber vermittels eines Strohhalmes kräftig hinein, so bemerkt man, wie sich das Wasser milchig trübt. Die von uns anzugehmete und durch das Blasen dem Wasser zugeführte Kohlensäure verbindet sich mit dem Kalk zu der im Wasser nicht löslichen Kreide, deren kleinste Theilchen überall schwebend die milchige Farbe hervorrufen. Läßt man das Wasser ruhig stehen, so schlägt sich die Kreide am Boden nieder, so daß das darüber stehende Wasser wieder klar wird. Ebenso verhält es sich mit dem am Körper abgewaschenen Schmutz und Staub im Seifenwasser.

Wenn nun das Seifenwasser den Schmutz nicht löst, worauf beruht denn aber dann seine reinigende Wirkung? Betrachten wir zunächst, wie es kommt, daß der Schmutz so fest am Körper klebt. Der Mensch sondert behändig eine fette Flüssigkeit, den Schweiß, ab, der im Laufe eines Tages ganz beträchtliche Mengen erreicht; bei normaler Bewegung verliert ein Mensch durch Ausdünstung täglich 1/2 seines Gewichts, also mehr als ein Kilo, und den größten Theil dieser nicht unerheblichen Menge bildet der Schweiß. Der Staub, der sich, wenn auch oft in mikroskopisch kleinen Theilchen, stets überall in unserer Umgebung befindet und vielfach unserem Körper anliegt, wird durch den fettigen Schweiß festgehalten, so daß er wie angeleimt auf dem Körper sitzt. Wasser hilft gegen eine solche durch den Schweiß festgehaltene Staubschicht sehr wenig; denn da das Fett sich im Wasser nicht löst, so rinnt das Wasser ohne erhebliche Wirkung über den Körper. Anders ist es jedoch mit dem Seifenwasser. Die im Wasser lösbare Seife löst ihrerseits das im Wasser nicht lösliche Fett; es ist daher ein ganz rationelles Verfahren, den Körper tüchtig mit Seife einzureiben und dann mit viel Wasser nachzuspülen. Dadurch löst sich das Fett vom Körper ab und geht in der Seife in Lösung, die dann durch das Wasser vom Körper weggenommen wird. Der Staub und Schmutz verliert so das Bindemittel, das ihn am Körper festhält, er fällt ab und wird vom Wasser weggespült, in welchem er suspendirt bleibt.

Was die Kunst anlangt, Seife zu verfertigen, so ist dieselbe schon uralt, jedenfalls bedeutend älter, als die Kenntniß von ihrer Wirksamkeit, sowie von der Natur der einzelnen dabei in betracht kommenden chemischen Vorgänge. Erst in unserem Jahrhundert wurden von dem französischen Altmeister der Chemie, Chevreul, der 1869 als fast 103jähriger starb, die Natur der Fette und das Wesen des Verseifungsprozesses erkannt. Man läßt auf die verschiedenen Fette wie Stearin, Palmitin, Olein ähende Laugen (Lösungen von Alkali oder Alkaloiden) einwirken und erreicht so ihre Zersetzung (Verseifung), indem sich stearin- resp. palmitin- oder ölsaures Alkali und Glycerin bilden, deren Gemisch eben die Seife ergibt. Wenn man die Fette bei einer Temperatur von 170 Grad unter einem Druck von 8—10 Atmosphären erhitzt, so erreicht man schon bei Anwendung von wenig Prozent Kalk eine ziemlich vollständige Verseifung. Bei noch höheren Drucken und wenn die Temperatur noch höher steigt, so daß sie sich den Schmelz-

punkten der schweren Metalle nähert, wird die Verseifung der Fette, d. i. die Verseifung, schon durch reines Wasser ohne Anwendung von Alkalien erreicht; doch geschieht die Verseifung bei der Seifenfabrikation nicht durch Anwendung reinen Wassers. Man kocht das Fett und die ätzende Lauge in großen eingemauerten Schmiedeeisernen Kesseln, die nach unten zu verjüngt sind. Oben sind sie mit einem aus dem Mauerwerk hervorragenden Ruffah, dem sogenannten Sturz, versehen, durch den das Ueberseigen der siedenden, schäumenden Masse verhindert wird.

Die Verseifung der Fette erfolgt nicht sofort bei ihrem Zusammenkommen mit dem Alkali; es bildet sich vielmehr eine emulsionsähnliche Mischung des Fettes mit der Lauge, woraus fettsaure Salze entstehen, die noch unversehrt suspendirt enthalten, das erst allmählig verseift wird. Auf die schließlich erhaltene gleichartige Mischung von Seife mit überschüssiger Lauge und Glycerin, den sogenannten Seifenleim, übt das Kochsalz eine eigenthümliche Wirkung aus. Schon bei geringem Zusatz desselben wird die Seife als weißliche, flockige Masse abgeschieden, so daß das „Ausfalten“ das beste Mittel ist, die Kernseife aus dem Seifenleim auszuschleiden. Doch können wir auf die Vereitung der verschiedenen Arten von Seife hier natürlich nicht eingehen.

Wenn auch die Verfertigung der Seife seit sehr langer Zeit bekannt ist, so reicht sie doch nicht bis in die graueste Vorzeit hinein. Sicher verbürgt ist durch Plinius, der im Jahre 79 nach Christi Geburt bei dem großen Ausbruch des Vesuvius ums Leben kam, daß die Gallier im ersten Jahrhundert der christlichen Zeitrechnung aus Ziegental und Buchenasthe feste und flüssige Seife bereiteten, die sie als äußerliches Arzneimittel benutzten. Ob die Seife schon in früherer Zeit den Phöniciern bekannt war, ist sehr zweifelhaft; wahrscheinlich handelt es sich in den Berichten, die ihnen die Kenntniß der Seife zuschreiben, um Verwechslungen mit Pottasche, natürlichem Soda und anderen Substanzen, die im Alterthum zur Reinigung benutzt wurden; denn man muß nicht denken, daß z. B. die hochzivilisirten und fein gebildeten Griechen, weil sie keine Seife kannten, schmutzig herumliefen. Mancherlei Pflanzenabkochungen, besonders aber gesauter Urin bewährten sich als vorzügliche Reinigungsmittel; nach der Reinigung salbten die Griechen bereits zur homerischen Zeit den Körper mit wohlriechenden Oelen, auch ein Zeichen ihrer höheren Gesittung.

B. B.

Kleines Feuilleton.

— **Spionerie.** In Frankreich macht man wieder viel Aufhebens von der Verhaftung eines Schweizer, der in London um die Erlaubniß ansuchte, das Admiral-Panzerschiff „Brennus“ besichtigen zu dürfen, was ihm gestattet wurde. Da er einige Notizen geschrieben und einige Skizzen gezeichnet hatte, wurde er verhaftet und gab an, nur zu seinem Vergnügen einige Aufzeichnungen gemacht zu haben. Er wurde in kurzem Wege über die Grenze gebracht. Robert Mitchell macht sich im „Matin“ über die Spionerie lustig und meint, was man im Auslande über die französische Armee erfahre, seien öffentliche Geheimnisse, welche die Spähen von allen Dächern pfeifen. Man habe ungeheures Aufsehen über den Diebstahl eines Lebel-Gewehres gemacht, das an Deutschland verkauft worden sei. Und doch hätten zu derselben Zeit sämtliche Pariser Blätter eine Annonce enthalten, in der die Fabrik in St. Etienne Lebel-Gewehre zu herabgesetzten Preisen für Jedermann zum Kauf anbot. Weiter erzählt er folgenden Vortell: „Vor einigen Jahren fand ich in den Auslagen der fliegenden Buchhändler an den Seinequais ein „Aide-mémoire d'artillerie“, das ich kaufte, ohne mir was dabei zu denken. Als ich nach Hause gekommen, das Buch näher anfas, bemerkte ich zu meinem Schrecken folgende drohende Aufschrift auf dem Deckel des Bändchens: „Jedermann, in dessen Besitz man dieses Werk finden sollte, hat die auf Spionage gesetzten Strafen zu erwarten.“ Ich eilte sofort auf das Kriegsministerium und wurde auf mein Drängen vom Minister empfangen. In größter Aufregung hielt ich ihm den Band entgegen; er nahm ihn, sah ihn an, runzelte die Brauen und schellte. Ein Adjutant trat ein.

„Hier ist ein „Aide-mémoire“, den der Herr hier bei einem fliegenden Buchhändler an den Quais gefunden hat,“ herrschte der General denselben an.

„Herr General,“ erwiderte der Adjutant, „Sie sehen mich sehr erstaunt darüber. Dieses Buch ist nur für eine geringe Zahl von höheren Offizieren bestimmt, die es niemandem mittheilen dürfen, und ich bin überzeugt, daß keine Indiskretion...“

„Indessen ist mir der Band hier, wie Sie sehen, nicht von einem höheren Offizier übergeben worden.“

„Ich wiederhole Ihnen, Herr General, daß wir mit peinlichster Strenge darüber wachen, daß kein Exemplar des Buches in Hände gelangen kann, für die es nicht bestimmt ist.“

„Sind Sie sicher, daß es niemand außer den Offizieren des Generalstabes erhält?“

„Nur zwei Personen: S. M. der König Oscar von Schweden und der italienische Militärattaché!“ Tableau. —

Theater.

So groß war die Novitätenfülle dieser Tage, daß wir darüber beinahe die Novität des Charlottenburger „Goethe-Theaters“ vergaßen; und sie sollte gar eine soziale „Satire“ bedeuten. „Die Tyrannen des Glücks“ heißt das soziale Lustspiel von

F. v. Zobeltitz, das am Sonntag zum ersten Male gegeben und am Dienstag wiederholt wurde.

Menschen sind keine Versuchskaninchen. So ungefähr könnte man die satirische Idee der Komödie kennzeichnen. Dagegen läßt sich ganz entschieden nichts einwenden. Nur führt der Verfasser seinen Beweis denn doch wohl nach alzu trivialer Methode. Die Verhältnisse werden ins Unfinnige verzerrt, und aus der Karrikatur verschwinden die Züge des Lebensdralischen, worauf sich doch die satirische Uebertreibung ebenfalls aufbauen muß. Sonst gehen die Hiebe des satirischen Fuchters in die Luft.

Zobeltitz arbeitet seinen Plan so aus: Auf der einen Seite stehen ein paar sozialistische Ideologen, die ihre Welt absolut donquixotisch beglücken möchten. Auf der anderen Seite eine völlig verstümmelte, nahezu verhierte Bauerngesellschaft, die durchaus beglückt werden soll. Die komischen Gegenläge, die aus dem Gegensatz von Ideal und Wirklichkeit entstehen können, wären feiner und die Satire bitterer geworden, wären die idealistischen Vertreter nicht eitel wahnwitzige Narren und die anderen nicht solche Cretins. Der Baron Constantin v. Dittmar ist plötzlich aus einem armen proletarischen Reservirten, der nie recht weiß, wovon er am nächsten Tage leben soll, zum Majoratsbesitzer und Millionär geworden. Sein Vetter, der bisherige Grundherr, ist auf der Rennbahn zu Carlshorst verunglückt und jäh gestorben. Der neugebackene Millionär will nun „seine Bauern“ beglücken und nimmt zum sozial-reformatorischen Werk zwei Freunde aus den Tagen der Noth, einen Arzt ohne Patienten, und einen Architekten ohne Auftrag auf sein Gut mit. Der eine soll die hygienischen Verhältnisse umgestalten, der andere baut Arbeiterpaläste, Bäder und Volksbibliotheken. Was nützen aber Volksbibliotheken, wenn der bänkliche Arbeiter nicht lesen kann? Was nützen alle Reformversuche, wenn der Arzt immer mault, wer nicht parirt, der fliegt heraus. Kurz die Kommune, die durch widerstrenige Tyrannei beglückt werden soll, bricht jämmerlich zusammen, und ein gut bürgerliches Publikum hat die freudige Genugthuung, sagen zu können: Ja, ja, so muß es in jeder kommunistischen Gesellschaft kommen. Allerdings, wenn die Kommune aus Vieh und Viehtreibern besteht! — Nebenbei ent- und verlobt man sich im Stücke nach ältesten Schwanke Rezepten. Es wird im allgemeinen ganz lustig gespielt, ohne daß einer der vielen neuen Schauspieler namhaft hervorragt. —

Musik.

— In München hatte die dreitägige Oper „Sarema“ von Alexander Zemlinsky bei ihrer ersten Aufführung einen großen Erfolg. Der Komponist ist ein 24jähriger junger Mann und lebt in Wien. —

Völkerkunde.

— Der Dalai-Lama bildet in Tibet die Spitze des hierarchischen Systems. Mit der stolzen Behauptung, daß ihr Oberhaupt Träger der Persönlichkeit Buddhas sei, die in ihn herniedersteigt, um zum Heile der Menschen unter ihnen zu weilen, traten die Priester zuerst im 14. Jahrhundert auf. Der Glaube an diese Behauptung fand Eingang, und der Träger dieser Inkarnation, dem man den Titel Pénchen Rinponché („kostbares Priesterjuwel“) beilegte, erlangte ein Ansehen, gegen das der Glanz des Königs zurücktrat. Im Kampfe mit dem Könige rief der fünfte Pénchen die Koshat-Mongolen zu Hilfe. Sie kamen und setzten den Pénchen als Kirchenfürsten ein. Dies geschah 1640, und damit begann die weltliche Herrschaft des Dalai-Lama über das ganze östliche Tibet. Als zweithöchster „Buddha“ gilt der Tschu-Lama im Kloster Tschu-Zambo bei Schigat; doch besitzt der Dalai-Lama eine weit größere geistliche Autorität und einen Einfluß, der sich in ganz Zentralasien und China fühlbar macht. Große Beunruhigung herrscht im Lande, wenn der Dalai-Lama oder vielmehr dessen Seele die Hülle des Körpers abgestreift hat. Dumps tönen aus allen Tempeln die Attribute des buddhistischen Gottesdienstes: Trommeln, Becken, Glocken und Hörner. Die Gebetsräder werden gedreht, als drohe die Welt unterzugehen. Die Perlen des Rosenkranzes rollen Tag und Nacht. Eine Unmasse von Kerzen und wohlriechendem Harz wird verbrannt. Durch ganz China und die Steppen Transbailaniens ist alles in Aufregung. Ueberall rauchen Opferaltäre, und hunderttausende von Hammeln müssen mit ihrem Leben den Glauben ihrer Herren bezahlen. Da man glaubt, daß der Dalai-Lama in einem männlichen Kinde wiedergeboren wird, das kurze Zeit nach seinem Tode unter wunderbaren Himmelserscheinungen das Licht der Welt erblickt, so müssen die Namen sämtlicher um die Zeit, zu welcher der Dalai-Lama gestorben ist, geborenen Kinder männlichen Geschlechts in das Tempelkloster von Labrang eingesandt werden. Um den gottbegnadeten Knaben nun aus der Reihe derer ausfindig zu machen, die zu derselben Zeit unter gleichen Umständen geboren sind, müssen sie vor einem Gerichtshofe, der aus den höchsten Priestern, den weltlichen Würdenträgern des Landes und dem chinesischen Gesandten besteht, welcher letzterem dabei eine entscheidende Rolle zufällt, eine Prüfung bestehen. Man fragt sie in feierlicher Versammlung nach Ereignissen aus dem Leben des verstorbenen Dalai-Lama, nach der Art seines Todes. Man legt ihnen Bücher, Kleider und namentlich heilige Geräthschaften vor, die er in seiner früheren Verkörperung besonders gern gehabt hat, untermischt mit anderen ganz gleich aussehenden Dingen derselben Art. Nur die Knaben kommen in die engere Wahl, welche die Hand verlangend nach den richtigen Heiligthümern ausstrecken. Die

Namen dieser Kinder werden auf Papierstreifen geschrieben und in eine goldene Urne gelegt. Dem chinesischen Gesandten wird dann die Ehre zu Theil, das Loos zu ziehen, was unter feierlichen Gebeten der versammelten Priester geschieht, worauf der Name des neuen Dalai-Lama verkündigt wird. Im Alter von 4 Jahren wird das Kind in mönchische Gewänder gekleidet und unter Entfaltung außerordentlichen Pompes auf den Thron des Dalai-Lama gesetzt. Nach der Thronerhebung wird der Dalai-Lama als Novize in das Namgyal-Kloster von Potala aufgenommen, wo er bis zu seinem achten Lebensjahre Unterricht in den heiligen Schriften erhält. Dann nimmt er den Rang des Abtes dieses Klosters ein und gilt von diesem Zeitpunkt als das eigentliche Haupt der Kirche seines Landes. In Bezug auf die weltliche Herrschaft ist der Dalai-Lama bis zu seinem 18. Lebensjahre minderjährig. Derselbe wird an seiner Stelle durch den Regenten ausgeübt. Nur selten aber erreicht der Dalai-Lama jenes Alter; denn ein thätkräftiger, unumschränkter, unfehlbarer Gebieter über so viele Millionen Menschen könnte der chinesischen Regierung leicht unbequem werden; auch herrscht die nächste Umgebung, die nur aus Priestern besteht, lieber selbst im Namen Buddhas, als daß sie sich, sei es auch von einem fleischgewordenen Gotte, beherrschen ließe. So kommt es, daß wenige dieser wie zum Spott mit göttlicher Macht und Herrlichkeit bestellten, bedauerndswürthen Jünglinge ihren 18. Geburtstag erleben. —

Geographisches.

— In der Gesellschaft für Erdkunde sprach unlängst Professor Detmer-Jena über Südbrasilien auf Grund der Beobachtungen, die er zwecks botanischer Forschungen in Bahia und dem Catanga-Gebiete gemacht hat. Der Osten Südbrasilien ist nicht, wie gewöhnlich angenommen wird, gebirgig; er bildet vielmehr eine Hochfläche von 300–1000 Metern Höhe, deren tief eingetiefene Thäler freilich den Eindruck des Gebirges hervorrufen. Die Küstengegend ist mit einer prächtigen Pflanzenwelt bedeckt, deren Entwicklung durch Licht, Wärme und Feuchtigkeit gleich sehr begünstigt wird und die sich — namentlich im Thale des Rio Vermejo bei Bahia — durch großen Blütenreichtum vor den anderen wärmeren Gegenden auszeichnet. Ein durchaus hiervon abweichendes Bild trat dem Vortragenden auf einem Zuge entgegen, der er landeinwärts unternahm. Er folgte dabei zunächst dem Paragua, einem wegen seiner landschaftlichen Schönheiten als der Rhein Brasiliens gefeierten Flusse. Am Paragua liegt die Stadt San Felix, die Heimath der bei uns vielgeachteten Felix-Basil-Zigarren. Die Eisenbahn steigt schließlich aus dem Flußthale auf die Hochfläche, zunächst in sumpfiger, reizloser Landschaft; dann befindet man sich plötzlich in dem für den Botaniker überaus dankbaren Catanga-Gebiete, dessen grüner Sandboden dicht mit Sträuchern und niedrigen Bäumen besetzt ist. Von März bis Dezember fällt hier kein Regen; die Pflanzen sind deshalb auf das Ertragen langer Dürre eingerichtet. Entweder sie speichern die Feuchtigkeit in sehr fleischigen Geweben auf, oder sie werfen die Blätter ab, um weniger Wasser zu verdunsten. Es sieht deshalb in der Trockenzeit dort entsetzlich kahl aus. Auffallenderweise sind die Pflanzen mit scharfbaren Schutzmitteln gegen Thiere ausgerüstet, mit Dornen, Brennhaaren, scharfen Milchsäften u. dgl., trotzdem keine Pflanzenfresser in der Catanga haufen. Man nimmt deshalb an, daß früher das jetzt nur spärlich vorkommende Roth dort massenhaft vertreten gewesen ist, oder daß jene Schutzwehren noch aus der Diluvialzeit herrühren, wo ein großes Faultier die Pflanzenbestände des Landes verwüstete. An den Flüssen und an der Küste herrscht noch vielfach der tropische Urwald. —

Medizinisches.

se. **Lepra in Spanien.** Die spanische Zeitung „El Pueblo“ bringt eine Notiz über die Lepra in ihrem Vaterlande, aus welcher hervorgeht, daß diese Krankheit daselbst gegenwärtig eine ganz außerordentliche Verbreitung besitzt. Besonders an der Ostküste Spaniens soll der Ausbruch an vielen Orten auftreten. In den Provinzen Valencia und Alicante soll es sogar Dörfer geben, in denen jede zehnte Familie von der Lepra heimgesucht ist. Die Obrigkeit bekümmert sich um diesen Zustand vorläufig beinahe garnicht, und nur in dem einzigen Orte Olleria im südlichen Theile der Provinz Valencia befindet sich ein Asyl für Aussätzige. Die genannte Zeitschrift nennt eine große Anzahl von Orten, in welche sich Lepraerkrankte befinden, u. a. in Valencia selbst, in Catarroja, Alcira, Algemesi, Candia, Uria, Tabernes, Carcagente, Alberique, Paterna u. c. —

Technisches.

— **Aluminium-Industrie.** Die Erzeugung von Aluminium ist in der letzten Zeit von Jahr zu Jahr gewachsen, und nach dem Umfange, den dieselbe bis jetzt erreicht hat, ist auf einen bedeutenden Preisrückgang dieses Metalls zu schließen. Die größte Erzeugung hat die Schweizerische Aluminium-Industrie zu Neuhausen auf ihren Werken zu Neuhausen und zu Froges in Frankreich. Im vergangenen Jahre betrug deren tägliche Produktion etwa 5000 Kilogramm, nach einer Aufstellung des amerikanischen Konsuls in Zürich wird sie in diesem Jahre auf über 15 000 Kilogramm anwachsen. Die Erzeugung der Vereinigten Staaten umfaßt jetzt etwa ein Drittel der Gesammtproduktion der Erde; 1896 bezifferte sich dieselbe auf

650 000 Kilogramm gegen 450 000, 409 000, 156 000, 143 000 und 84 000 Kilogramm in den 5 Vorjahren. Diese Produktion rührt fast gänzlich her von der Pittsburgh Reduction Company, die bekanntlich die Wasserkraft der Niagarafälle in ihrem Betrieb verwendet und als Rohmaterial Bauxit von dem Barnesley Estate in Bartow Country bei Natrona im Staate Pennsylvania benutzte. Deutschland hat in den ersten acht Monaten des laufenden Jahres 71 300 Kilogramm Rohaluminium aus den Vereinigten Staaten bezogen, dagegen 546 400 Kilogramm aus der Schweiz; die Einfuhr aus Frankreich belief sich auf 33 300 Kilogramm. Insgesamt hat Deutschland während des genannten Zeitraums 669 000 Kilogramm Rohaluminium aus dem Auslande eingeführt gegen 360 800 Kilogramm im gleichen Zeitraum des Vorjahres. Aus diesen Ziffern geht hervor, welche gewaltigen Mengen von Aluminium in Deutschland verarbeitet werden. Der größte Theil wird zur Herstellung von Legirungen verwandt, während der andere Theil hauptsächlich zur Herstellung von kleineren Hausgeräthen, Werkzeugen, wissenschaftlichen Instrumenten, zu Gegenständen für den Heeresbedarf u. s. w. dient. Neuerdings hat auch der Aufschwung der Fahrradindustrie zu einer verstärkten Verwendung von Aluminium beigetragen. —

Humoristisches.

— Der erste Regenschirm im Kanton Appenzell A. A. Pfarrer Engler erzählt in seinem Werke „Die Gemeinde Herisau“ in launiger Weise, wie um 1760 der erste Regenschirm in dieses Dorf kam. „Tanner, der Besitzer einer Weid, hatte von einem Geschäftsfreunde diese zentrijugale, oppositionelle Ausbreitung despannter Walfischrippen gegen das rücksichtslose Eindringen himmlischer Flüssigkeit zum Geschenk erhalten. Es war eine gewaltige Maschine mit Quasten an der Seite und erregte großes Erstaunen. Denn so etwas war in Herisau bis dahin noch nicht gesehen worden. Dieses erste Regendach wurde sehr in Ehren gehalten. Wenn es am Sonntag „rich Weiter“ war, so mußte Tanner's Knecht im „Sonntagsgeruch“ mit dem „Dache“ austrüden. Dieser im stolzen Bewußtsein auf das wichtige Amt, das ihm anvertraut war, schritt gemessenen Schrittes, das kostbare Möb:el in seiner nervigen Hand haltend, einher. Zuerst wurde Landammann Schieb in seinem Hause abgeholt und unter dem Schutze des „Parapluie“ vor einer zahlreichen Zuschauermenge feierlich zur Kirche begleitet. Hernach kam die Reihe an den funktionirenden Pfarrer und an den Regenschirmbesitzer. Im Anfange sprach man gewiß in allen Häusern von dieser neuen Erfindung und hin und wieder mochte einer den Kopf schütteln über eine verderbte Zeit, die sich den Regen des Himmels auf solche Weise vom Leibe zu halten suchte.“ —

— **Annoncen.** Ich zahle nur hundert Thaler Ladenmiete und kann deshalb billiger verkaufen wie jede Konkurrenz.

Schreiber, Schuhwarenhans.

Ich habe schon seit drei Monaten überhaupt keine Miete mehr bezahlt und kann deshalb am allerbilligsten verkaufen.

Uberschreiber, Schuhwarenhans.

Vermischtes vom Tage.

— Die Granulose (Augenkrankheit) hat im Königsberger Landkreise einen besorgniserregenden Umfang angenommen. Mehr als 25 pCt. der Schulkinder des Kreises sind von der Seuche befallen, und in ähnlichem Umfange herrscht die Krankheit unter den Familienangehörigen. —

— In Leipzig ist eine 76jährige Frau von einem Bettler, der es auf eine Veranung abgesehen hatte, erdrückt worden. —

— **Egypt.** In Gherisdorf (Sachsen) kam vor einigen Tagen Einer mit einem Kürbis unter dem Arme daher. Hinter ihm gehende Leute bemerkten, daß sich Schriftzeichen auf dem Kürbis befanden. Bei näherer Ansicht lasen sie: „Bei der Pfeifferjette gemant!“ und wußten nun genau, woher der Mann seine Beute bezogen hatte. —

— 40 Personen zum Duell gefordert hat in Lugos (Ungarn) der Stuhlrichter Jarinay; beim zweiten Duell wurde ihm die rechte Hand verhaufen. —

— In einem mit siedender Lauge gefüllten Kessel gestürzt ist dieser Tage in Kratina (Kroatien) ein Seisenfabrikant. Er starb nach wenigen Minuten. —

— In Ragusa (Dalmatien) stehen Weinstöcke in zweiter Blüthe. —

— Im Belodrom zu Lille veranstaltete ein Unternehmer Stiergefechte. Das Publikum zählte die Stierfechter aus und bewarft sie mit allen möglichen unappetitlichen Dingen. —

— In Vellely bei Lyon wurde ein junger Bauer festgenommen, der eingestand, sieben Hirtenknaben und Mädchen und eine alte Frau ermordet und verkrümelt zu haben. —

— In der Stadt Ahus (Schweden) hat eine Feuersbrunst sehr großen Schaden angerichtet. —

— In London predigte unlängst ein Pastor über das Thema: „Gad und der Apfel. Warum gab der Teufel dem Weibe den Apfel?“ Die Antwort lautete: „Der Teufel gab dem Apfel dem Weibe und nicht dem Mann, weil er wohl wußte, daß der Mann ihn allein essen, das Weib ihn aber theilen würde.“ —

— Auch die jungen Kaffern in Rhodesia (Süd-Afrika) radeln schon. —